

Martin SCHARVOGEL, Kassel
Kathrin ROST, Kassel

Der Raum als Medium der Erinnerung

„In der Architektur einer Stadt, ihrer Anlage, ihren Baulichkeiten, ihren Plätzen und Straßen ist auf eigentümliche Weise Geschichte präsent. Wenn sich die Geschichtsbetrachtung nicht nur auf schriftliche oder mündliche Überlieferungen stützt, so ist die Architektur einer Stadt als Siedlungs-, Wirtschafts- und Lebensform von Menschen – des ‚oikos‘ der Menschen – ein historisch eminentes Dokument“
(FUCHS u. MOLTMANN 1995, 10).

Summary

The notion of space as a medium of memory is nothing unique to the twenty-first century. A variety of methods of comparing relationships can be employed to illustrate not only the contemporary relevance of the inherent interconnections between memory/history/visualization and place/space but also its historical foundation. In this essay, we intend to elucidate the complexity of these interconnected relationships by means of two case studies: the first being a ‘memorial’ in Kassel, which not only embodies historicity in a perplexing and provocative way but also allows us to reveal significant elements of the grammar of staged places of memory. In our second example, the redeveloped ‘Unterneustadt’, a town quarter of Kassel, an alternative way of conceiving space as a medium of memory can be observed. Here, memory is intended to be made accessible as a livable, experienceable quality of space. Finally, based on our empirical findings, we will outline a concept for accessing space as a medium of memory.

1 Inszenierte Orte der Erinnerung

1.1 Irritationen im Raum der Erinnerung – Über das Erzählen von Geschichten

Wer in Kassel den Hauptbahnhof verlässt, den empfangen die Wunden und Träume einer Stadt. Die schlichte Sachlichkeit der in den 1950er Jahren entstandenen Bauten, die breite Verkehrsstraße vor dem Bahnhofsvorplatz – beides kann als Erzählung gelesen werden, eine Erzählung von den Zerstörungen einer Stadt im Zweiten Weltkrieg, aber auch vom Bemühen im Rahmen eines großflächigen, modernen Planungs- und Entwurfskonzeptes, der Stadt wieder ein Gesicht zu geben (s. Abb. 1).



Abb. 1: Blick vom Hauptbahnhof Richtung Innenstadt

Die breite Verkehrsstraße, die den Bahnhofsvorplatz säumt, berichtet von dem Wunsch, aus der zerstörten Residenzstadt Kassel die erste autogerechte Stadt Deutschlands zu machen.

Seit Juni 2007 wird vor dem Hauptbahnhof eine andere „Geschichte“ erzählt. Ein Brunnen, seit einigen Jahren bereits stillgelegt, ist verändert worden (s. Abb. 2).



Abb. 2: Ehemaliger Brunnen vor dem Kasseler Hauptbahnhof

Die Gestalt des Brunnens ist noch gut erkennbar. Das Brunnenbecken wurde mit Erde befüllt und Rasen wurde eingesät. Tierplastiken stehen, von Blumenbeeten eingerahmt, auf weißen Sockeln, davor sind Kreuze aufgestellt. Dieses merkwürdige Nebeneinander an sich vertrauter Elemente ist ein Ensemble, welches sich nicht zu einer kohärenten Erzählung zusammenfügt (s. Abb. 3).



Abb. 3: Detail der Anlage

Das Podest, als reale wie auch symbolische Erhöhung des Dargestellten, lässt sich in Verbindung mit den Tierplastiken und den Kreuzen sicherlich als ein Denkmal lesen. Die Kreuze mögen dabei nicht unbeabsichtigt an die Kriegsgräberfelder für die Gefallenen im Zweiten Weltkrieg erinnern und spannen in der Kombination mit den weißen Plastiken die kategoriale Ordnung des Mahnmals¹ auf. Doch gerade im irritierenden Zusammentreffen der Elemente werden die Untiefen in der Grammatik eines Mahnmals mit einem Verdacht aufgeladen: Hier stimmt etwas nicht?!

¹ Das lateinische Wort für Denkmal *monumentum* ist aus den Wörtern *monere* (= mahnen, erinnern) und *mens, mentis* (Dennkraft, Gedanke, Sinn) zusammengesetzt (vgl. HUBER 2006, 138). Ein Denkmal im engeren Sinn stellt ein „bewußt gesetztes Zeichen dar, das an eine bestimmte Person oder ein Ereignis erinnern soll“ (Huber 2006, 138). Im weiteren Sinn kann jedes Objekt aus vergangener Zeit als Denkmal definiert werden, auch wenn es nicht als Erinnerungsstück geschaffen wurde. Das Mahnmal kann als eine Sonderform des Denkmals im engeren Sinn angesehen werden, welches mahnend an ein historisches Ereignis erinnert, um diese Erinnerung gesellschaftlich zu tradieren. Es sei angemerkt, dass die Anlage am Kasseler Hauptbahnhof weder als Denkmal noch als Mahnmal ausgewiesen ist. Ernst Kahl, der die Anlage geschaffen hat, spielt vielmehr mit der Grammatik des Denkmals bzw. des Mahnmals.

Der aufmerksam gewordene Passant wird einen Schritt ‚darauf zu‘ machen, um auf den angebrachten Tafeln – auch ganz in der Tradition des Denkmals – etwas zum Anlass und Sinn der Anlage zu erfahren (s. Abb. 4).



Abb. 4: Tafel des Mahnmals

Der Text auf den Tafeln vermag Ambivalenzen beim Betrachter eher noch zu steigern. Ein Mahnmal – Ja, aber für Tiere? ... In Kassel starben im Zweiten Weltkrieg mehr als 20.000 Menschen – und hier steht ein Mahnmal für Tiere? ... Unschuldige Tiere, und was ist mit Schuld und Unschuld der Menschen? ... In unserer Gesellschaft sind Tiere rechtlich gesehen Dinge/Sachen, warum sollte ihr Tod eine Mahnung für uns sein? ... Ist es wirklich absurd den Tieren eines Tierwaisenheims ein Denkmal zu setzen? Ist dies eine Frage der Wertigkeit und Wertschätzung in einer Gesellschaft, eine Frage der Perspektive? ...

Ein zugegebenermaßen provozierender Ort, dessen Aufgreifen einer tradierten Formensprache den Ort zu einem Bildspender für die Vergangenheit und zu einem Ort der Erinnerung werden lässt. Hier wird auf das Vergessen und Erinnern, auf das Vergessene und das zu Erinnernde aufmerksam gemacht. Zudem wird diese Zeichenkette durch künstlerische Praktiken geöffnet. Die Kette der Zeichen wird entkettet, ihre Glieder werden gelockert. So gibt die Beschäftigung mit dem „Mahnmal“ vom Hauptbahnhof den Blick auf eine Kultur des Erinnerns und die gesellschaftlichen Übereinkünfte frei, die den Raum als Medium der Erinnerung hervorbringen.

Das „Mahnmal“ erzählt eine Geschichte, die zur Auseinandersetzung mit Vergangenheit oder besser Vergangenheiten einlädt. Welches sind die Geschichten aus der Unzahl möglicher Geschichten, die wir uns erzählen, um schließlich daraus das zu konstituieren, was wir als Vergangenheit bezeichnen?

1.2 Orte der Erinnerung im Spiegel des Gegenwartsinteresses an der Vergangenheit

Assmann führt in ihrem Werk „Erinnerungsräume“ neben der Sprache, der Schrift, dem Bild und dem Körper Orte als Medien der Erinnerung an und untersucht „Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses“ (ASSMANN 1999). Sie betont, dass Orten selbst „kein immanentes Gedächtnis innewohnt“ (ASSMANN 1999, 299). Ein Ort ist kein Subjekt und somit auch kein Träger der Erinnerung. Das Erinnern ist eine Tätigkeit, ein sozialer Akt, der Beziehung herstellt zwischen zeitlichen Schichten. Insofern können Orte im Hinblick auf Erinnerung immer nur medial gedacht werden, da sie in ihrer materiellen Existenz auf vielschichtige Weise zwischen den Zeiterfahrungen des Menschen vermitteln. Erinnerung als Tätigkeit verstanden heißt demnach, dass wir von Orten der Erinnerung nur in einem intentionalen Zusammenhang sprechen können. Orte der Erinnerung sind Orte, die im Hinblick auf die mediale Qualität des Raumes in der Absicht geschaffen wurden, Erinnerungsprozesse zu initiieren. Doch erst durch die Tätigkeit des Menschen können sie zu Orten des Erinnerns werden. So lässt sich der Ort um den Hauptbahnhof selbst als ein Ort des Erinnerns lesen, der jenseits einer Absicht kollektive Erinnerungsschichten erreichen kann. Im Unterschied dazu bündelt und fokussiert das „Mahnmal“ vor dem Hauptbahnhof Erinnerungen. Geschaffene Orte der Erinnerung lassen sich geschichtlich weit zurückverfolgen. Hubel zeigt in seiner Geschichte der Denkmalpflege auf, wie sich die Gegenstände der Erinnerung im Laufe der Jahrhunderte verschieben und wie im 19. Jahrhundert die Denkmalpflege einen enormen Aufschwung erlebt (vgl. HUBER 2006) und eine staatlich organisierte „Verwaltung der Geschichte“ (SPEITKAMP 1996) entsteht. Wenn Foucault das 19. Jahrhundert als das Jahrhundert der Geschichte beschreibt (vgl. FOUCAULT 1991), dann ist damit nicht nur ein herausgehobenes Interesse an geschichtlichem Denken, sondern auch an der Selbstverortung der Subjekte und einer Gesellschaft in einem kulturhistorischen Kontext zu erkennen. Lipp schreibt, dass immer „ein spezifisches Gegenwartsinteresse an der Vergangenheit erkannt wird“ (LIPP 1993, 369). Solche Interessen können sich verschieben, da sie nicht aus den Dingen oder den Ereignissen selbst erklärbar sind. Das Gegenwartsinteresse ist eingebettet in die Diskurse einer Gesellschaft, die immer andere Gegenstände kollektiver Erinnerungsarbeit hervorbringen. Damit verliert sich der objektive Tatbestand der Geschichte – Geschichte wird zur „erzählten Zeit“ (RICŒUR 1991).

Erinnern kann als ein Vorgang verstanden werden, bei dem „Objekte erinnernd in den Bereich des von der zeitgenössischen Gesellschaft selbst Erfahrenen“ (CAVIEZEL 2000, 23) gerufen werden. Dabei erweisen sich Erinnerungsorte stets als selektive Zugriffe auf Vergangenheit. In unserem Beispiel wird dies deutlich. Woran soll erinnert werden? Das „Mahnmal“ erinnert an Tiere, die im Zweiten Weltkrieg getötet wurden. Diese exponierte Stellung der Tiere lässt uns stutzen, sind denn Tiere eines Kasseler Tierwaisenheims eine Erzählung wert? Soll das Gedenken an die getöteten Tiere einen Platz im kollektiven Bestand gesellschaftlicher Erinnerung beanspruchen?

Die Geschichte, die erzählt wird, rüttelt an der Erwartungshaltung an ein Mahnmal für den Zweiten Weltkrieg, wie auch an der Sichtweise auf die Vergangenheit der Stadt. Unser Selbstverständnis und die Selbst-Verständlichkeit von Erinne-

rungspraxis, das heißt, die Vertrautheit und trügerische Gewohnheit, die sich hinter sozialen Ritualisierungen versteckt, werden auf provozierende Art und Weise aufgedeckt und in Frage gestellt. So macht Kahls „Mahnmal“ die Erinnerungspraxis als Erinnerungskultur deutlich und verweist auf die kulturelle Praxis des Erzählens. Soziale Erinnerung lebt gerade durch das Erzählen mit Sprache, Schrift, Bild, Körper, Ort. Erinnerung ist daher, gleich in welcher medialen Art sie uns gegenübertritt, mit dem Narrativ und dem Wissen einer Gesellschaft verbunden.

1.3 *Der Raum der Erinnerung und der ‚Ort‘ des Sprechens*

Wenn wir den Ort als lokale Einheit, als territoriales Gebilde verstehen, den Raum hingegen im Sinne Lefebvres (vgl. LEFEBVRE 1991, 33) als soziales Produkt, der sich nur in der Vernetzung und Spannung aus materieller Praxis, Vorstellung und Intention und erlebter und gelebter Erfahrung realisiert, so stoßen wir auf eine weitere interessante Schichtung. Was ist dem Ort angemessen? Welche Räume dürfen den Ort überlagern, ihn besetzen? Der Hauptbahnhof ist ein Ort, an dem die zerstörerischen Folgen des Zweiten Weltkriegs materiell sichtbar sind. Auch ließe dieser Ort ganz andere Geschichten zu, z.B. die Geschichte von den Nationalsozialisten, die vom Hauptbahnhof über die Kölnische Straße zum Friedrichsplatz marschierten und in der Gauhauptstadt Kassel ihre Aufmärsche und Paraden abhielten. Oder die Geschichte vom Bunker unter dem Hauptbahnhof, in dem viele Einwohner Kassels das Bombardement überlebten, aber auch viele starben.

In diesem Kontext erscheint die Geschichte von den Tieren eines Tierwaisenhauses banal. Es mag überraschen, dass vor einem Hauptbahnhof ein solch eigenwilliges „Mahnmal“ möglich ist. Schließlich sind die Bahnhöfe, wie von GERKAN dokumentiert, Orte an denen symbolisches Kapital gehäuft wurde (vgl. VON GERKAN 1996, 27). Sie waren im 19. Jahrhundert Ikonen der Geschwindigkeit, der Überwindung der Distanz und damit der Modernität. Sie wurden als repräsentative Orte hervorgebracht, die den Fremden empfangen und von der „Exzellenz“ (HELD 2005, 250) der Großstadt zeugen sollten. Kann eine Stadt ihre Besucher mit einem solchen „Mahnmal“ empfangen?

Hierzu ist anzumerken, dass der Hauptbahnhof in Kassel durch den Bau des ICE-Bahnhofs Wilhelmshöhe (1991) seine Stellung als verkehrstechnisch wichtigster Bahnhof Kassels längst eingebüßt hat. Die Herabsetzung des Bahnhofs auf den Regionalverkehr wurde durch eine Umnutzung des Bahnhofs zum Kulturbahnhof kompensiert. Der Hauptbahnhof ist als Ort in den Raum kultureller und künstlerischer Praktiken eingefügt worden. So haben auf dem Vorplatz bereits in den 1990er Jahren zwei weitere Kunstwerke ihren Platz gefunden. Kahls Plastiken stehen in direkter Nachbarschaft zu Jonathan Borofskys *Man walking to the sky*, einer Skulptur, die nach der documenta IX (1992) von der Stadt erworben und vor dem Kulturbahnhof aufgestellt wurde (s. Abb. 5). Seit 1997 steht auf dem Bahnhofsvorplatz noch eine weitere Außenskulptur, für die der Cartoonist, Autor und Drehbuchautor Ernst Kahl verantwortlich zeichnet. Die Skulptur trägt den bezeichnenden Titel *Die Braut des Maurers*. Die nach Angaben des Künstlers „erotische Steinskulptur“ (vgl. INTERNETQUELLE 1) ist ein zwei Meter hoher Block aus Kalksandstein, der mit einer vertikalen Öffnung versehen ist (s. Abb. 6).



Abb. 5: ‚Nachbarn‘ des ‚Mahnmals‘: Jonathan Borofskys *Man walking to the sky* ...

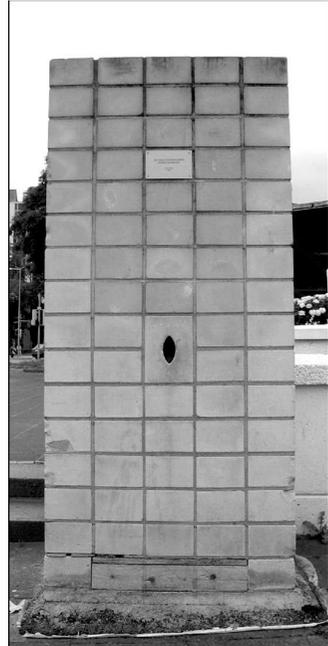


Abb. 6: ... und Ernst Kahls *Die Braut des Maurers*

Der Hauptbahnhof/Kulturbahnhof, an dem u.a. die *Caricatura*, die „Galerie für komische Kunst“, ihren Sitz hat, ist zu einem Ort geworden, an dem Künstlerisch-Kreatives und auch Provokatives im öffentlichen Raum durchaus erwartbar sind. Mag sein, dass die Provokation Kahls in diesen Kontext akzeptiert und diskutiert wird.

1.4 Das Erinnern als Vergegenwärtigung

Menschliche Erfahrung ist eng mit Raumerfahrung und Erinnerung verknüpft. Verfolgen wir die Frage der Erinnerung im Medium des Raumes, so entzieht sich jedoch bereits der Begriff der Erinnerung einer eindeutigen Bestimmung. Will unterscheidet zwei Formen des Erinnerns im Hinblick auf Orte: die direkte Erinnerung und die indirekte Erinnerung (vgl. WILL 2000, 114f.). Die direkte Erinnerung bezieht sich auf selbst Erlebtes, in der Form von ‚ich erinnere mich an einen Ort oder ein Artefakt‘ oder ‚ein Ort oder ein Artefakt erinnert mich an eine bestimmte Erfahrung oder Begebenheit‘ oder auch ‚dieser Ort erinnert mich an einen anderen Ort‘. Über diese Art des Erinnerns greifen wir auf unsere biographischen Erfahrungen zurück und rekonstruieren Vergangenheit, indem wir sie mit der Gegenwart in Beziehung setzen.

Orte der Erinnerung richten sich im Gegensatz zur direkten Erinnerung in der Regel auf historische Situationen und Begebenheiten und nicht auf selbst Erlebtes. Zumindest steht das selbst Erlebte (z.B. die eigene Erfahrung des Zweiten Welt-

krieges in Kassel) im Rahmen des Ortes der Erinnerung nicht an primärer Stelle. Vielmehr wird ein gesellschaftlicher Akt des Gedenkens produziert. Insofern ist die indirekte Erinnerung nicht an das selbst Erlebte gebunden, sondern an Wissen. „Dieses Wissen ist nicht Teil der gelebten persönlichen Erfahrung, sondern kann nur durch mentale Bezugnahme aktiviert werden“ (SCHARVOGEL 2007, 165). Vergangenheit wird nicht dem Einzelnen überlassen, sondern ist bereits gedeutet, vorgedeutet, interpretiert und wird in einer vordefinierten Form dem Betrachter als Erinnerungsangebot dargeboten. Daher versteht Himmelmann die eigene Erfahrung und die konkretisierte fremde Erfahrung als kategorial differente Kategorien (vgl. HIMMELMANN 2000, 47). Allerdings können zwischen diesen Kategorien durchaus Überschneidungen auftreten, wie im nachfolgenden Beispiel zur Kasseler Unterneustadt deutlich werden wird.

Erinnerung ist an Vergangenheiten geknüpft. Dabei erscheint Vergangenheit nicht als eine reale oder chronologisierbare Sammlung von Gewesenem. Das Erinnern ist ein Akt des Aktualisierens von Vergangenheit. „Die Vergangenheit ist immer neu. Sie verändert sich dauernd, wie das Leben fortschreitet. Teile von ihr, die in Vergessenheit versunken erscheinen, tauchen wieder auf, andere wiederum versinken, weil sie weniger wichtig sind“ (SVEVO zit.n. ASSMANN 1998, 17).

Somit kann das Erinnern nicht als etwas verstanden werden, das geschieht oder abläuft. Das Aktualisieren von Vergangenheit ist ein aktiver Prozess. Das kollektive wie das personale Gedächtnis sind Veränderungen unterworfen. Der kollektive Bewusstseinsbestand ist selbst Teil einer kulturellen Praxis, der Erinnerungskultur einer Gesellschaft.

Der Begriff des kollektiven Gedächtnisses ist dabei durchaus nicht unproblematisch. Caviezel bezeichnet die Vorstellung von der Existenz eines kollektiven Gedächtnisses als „gruppen- und generationsgebundene Fiktionen und Hilfskonstruktionen. Man bedient sich dieser Kategorien und übersieht dabei gerne, dass man sich ihre Inhalte in stets erneuerter Interpretation zurechtgelegt hat und aus bestimmten Gründen beschwört“ (CAVIEZEL 2000, 23).

Halbwachs hat eine polarisierende und ausschließende Kontrastierung von individuellem und kollektivem Gedächtnis vermieden (vgl. HALBWACHS 1967). Beide Formen stehen in direkter Beziehung und bedingen sich gegenseitig. Assmann folgt seiner Argumentation: „Jedes individuelle Gedächtnis konstituiert sich in der Kommunikation mit anderen. Diese anderen sind aber keine beliebige Menge, sondern Gruppen, die ein Bild oder einen Begriff von sich selbst, d.h. ihrer Einheit und Eigenart haben und dies auf ein Bewusstsein gemeinsamer Vergangenheit stützen“ (ASSMANN 1988, 10).

In ihrer sozialen Strukturiertheit sind die Vorstellungen eines kollektiven und individuellen Gedächtnisses sicherlich hilfreiche Begleiter für einen differenzierenden Blick. Und dies besonders für das folgende Beispiel: in der Kassler Unterneustadt wurde und wird versucht, individuelle Erinnerung und kollektive Erinnerung erlebbar zu machen. Verklammert werden Fragen der Erinnerung darin mit Fragen der Identität.

2 Erinnerung und Identität als Produktionsweisen des Raumes – die neue Unterneustadt in Kassel

2.1 Die neue Unterneustadt in Kassel – ein Ort erlebbaren Erinnerns?

Die Unterneustadt im Jahr 1980:

Dass in Kassel nur wenige hundert Meter entfernt von der Innenstadt ein teils geschotterter, teils von spontaner Vegetation überwachsener großer Platz liegt, mag stadtökonomisch gesehen verwundern. Als innenstadtnaher Parkplatz genutzt, finden hier ab und zu Flohmärkte und Messen statt (s. Abb. 7).



Abb. 7: Die Unterneustadt vor der Bebauung.

Quelle: Stadt Kassel

Die Stummheit dieses Schotterplatzes brechen die älteren Einwohner Kassels, wenn sie ihn als einen Ort beschreiben, der vor dem Zweiten Weltkrieg von vielen Menschen bewohnt war. In ihren Erzählungen wird der Platz wieder lebendig: Hier war das Zentrum der alten Unterneustadt, dicht bebaut war es ringsum, man hatte damals die höchste Einwohnerdichte aller Kasseler Stadtteile (s. Abb. 8).



Abb. 8: Blick über die Fulda auf die alte Unterneustadt.

Quelle: Stadt Kassel

Dem Schotterplatz sieht man diese Geschichtlichkeit nicht an, sind doch die Splitter der Vergangenheit und die Reste der Unterneustadt unter der Schotterdecke des Platzes vergraben. Die Oberfläche wurde ab- und aufgeräumt und so findet sich an Materiellem nur wenig, woran sich Erinnerung festhalten kann. Einige alte Mauerreste zeugen davon, dass hier einmal ein anderer Ort gewesen sein muss, ein Ort, der nun zum Zeichen des Verlustes und der Abwesenheit geworden ist. Unser Blick auf das Abwesende, das wir leicht in unserer Zuwendung zum Anwesenden ausblenden, wird bis in die 1980er Jahre nicht durch Neues, durch materielle und soziale Überformungen verstellt und unsichtbar gemacht. Die verschwundene Unterneustadt bleibt sichtbar, gleich einer Wunde im Stadtgebiet, die nicht geschlossen ist. Der Schotterplatz erinnert als ‚Leerstelle‘ an die Bombennacht in Kassel vom Oktober 1943.

In den 1980er Jahren wird die Unterneustadt in Kassel zu einem Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und des stadtplanerischen Interesses. Nach vielen Diskussionen und mehreren Workshops kommt man zum Ergebnis, dass die neue Unterneustadt ein Ort werden soll, an dem Geschichte erfahrbar ist (vgl. MAGISTRAT DER STADT KASSEL 1996). Allerdings sollte kein musealer, historisierender Ort entstehen. Die Verknüpfung der städtischen Vergangenheit mit der Gegenwart wurde unter dem Begriff der „kritischen Rekonstruktion“ zusammengefasst und wie folgt erläutert: „Es geht nicht darum die Stadt – oder einen Teil der Stadt – wieder so zu errichten, wie es einmal war, sondern darum, städtische Räume, die ein altes Stadtzentrum ausmachen, sich wieder anzueignen. Das ist unabhängig von Fachwerk, das ist unabhängig von Giebeln und Ornamenten, es kommt einfach darauf an, zentrale Erfahrungen einer dichten alten Stadt ... wieder erlebbar zu machen“ (HOFFMANN-AXTHELM 1994a, 20).



Abb. 9: Blick über die Fulda zur neuen Unterneustadt

In der Unterneustadt gibt es keine Denkmäler. Vielmehr wurde die Unterneustadt mit verschiedenen materiellen und ideellen Erinnerungsschichten durchzogen. „Sich alltäglich in der Stadt zu bewegen, ist ein Aufsuchen des Inneren, der Stadt der Erinnerung, im Außen, und eine Umwandlung von Äußerem, Stadt und Landschaft, in Inneres. Das ist die gewöhnliche Orientierung: nach der Seite der Erinnerung das Bewusstsein der eignen Lebensgeschichte, nach der Seite der Stadt

das Umgehen mit einer durch und durch sozialen, zeitlich geschichteten Räumlichkeit“ (HOFFMANN-AXTHELM 1994b: 148).

Kollektives und individuelles Erinnern sollen sich in Form von Vernetzung gegenseitig ermöglichen, steigern und durchdringen. Ziel ist die „kulturelle Auseinandersetzung und Identifikation mit dem Stadtteil und der Stadt“ (LÜBKE u. MUSSEL 2000, 44) zu fördern. Dabei wird die Frage des Erinnerns als Qualität des Raumes in enger Beziehung zu Fragen der Identität geführt – ein Zusammenhang, der im Folgenden die Leitachse für die Betrachtung der neuen Unterneustadt ist.

2.2 Orientierung an und in der Struktur der mitteleuropäischen Stadt – der rekonstruierte Stadtgrundriss

Man kann sich immer aus verschiedenen Perspektiven einem Ort nähern. Der Blick von oben soll uns in die Lage versetzen, etwas sichtbar werden zu lassen, was für die gewöhnlichen Benutzer der Stadt unsichtbar bleibt. Für jemanden, der in das eindeutige und zielgerichtete Geschäft des Alltags eingebunden ist, der durch die Stadt flaniert oder sie durchquert, dem bleibt dieser Überblick, die Logik und Systematik des städtischen Plans, weitgehend verwehrt. Der Blick auf die Unterneustadt unterscheidet sich vom Sein in diesem Stadtteil. Denn der Blick von oben verwandelt die Stadt „in einen Text, den man vor sich unter den Augen hat“ (DE CERTEAU 1988, 180). Dabei wird lesbar, dass für das Planungskonzept der Unterneustadt auf einen historischen Stadtplan zurückgegriffen wurde. Bereits in den 1980er Jahren hatte Hoffmann-Axthelm vorgeschlagen, den historischen Grundriss der Unterneustadt als Grundlage für den Aufbau des Stadtteils einzusetzen: ein Stadtteil, in dem alte Häuser abgerissen oder umgebaut wurden, neue Straßenzüge entstanden, Plätze angelegt wurden, Städtisches, das den Bedürfnissen der Bewohner nicht mehr entsprach, weil es durch Besseres verdrängt wurde, weil es abgelehnt, tabuisiert oder in seiner Funktion hinfällig geworden war, sich wandelte oder verschwand.

Das Ziel war „zentrale Erfahrungen einer dichten alten Stadt, z.B. enge Plätze, abmeßbare Entfernungen, Fußläufigkeit, Nähe wieder erlebbar und benutzbar zu machen. Also keine Rückkehr zum Mittelalter, keine Rückkehr auch zum Arme-Leute-Viertel des vorigen Jahrhunderts, keine Rückkehr zu den Überschwemmungen der Fulda“ (HOFFMANN-AXTHELM 1994a, 20). Hoffmann-Axthelm sieht im Stadtgrundriss „das primäre Gedächtnisinstrument der Gesellschaft, das es erlaubt, das Gewesene, das sonst ortlos spuken würde, in der Gegenwart anwesend zu machen“ (HOFFMANN-AXTHELM 1994b, 148). Was hier wieder erscheinen soll, ist nicht die authentisch rekonstruierte Stadt, sondern die Erfahrungsebenen der tradierten mitteleuropäischen Stadt. „Die Stadt zeigt mir, wie sie funktioniert: wo sie zentral, wo sie peripher ist, wo wichtige Verdickungen, wo ruhige Zonen sind“ (HOFFMANN-AXTHELM 1994b, 150). Die Stadt als Text verstanden, soll dem Menschen erzählen, wie sie aufgebaut ist. Als Zeichensystem soll sie leicht entschlüsselbar sein, wieder lesbar werden.

Doch welcher Stadtgrundriss sollte aus den Jahrhunderten der Geschichte der Unterneustadt gewählt werden?

Ein Grundriss zeigt immer nur die Situation zu einem bestimmten Zeitpunkt. Bei der Durchsicht verschiedener erhaltender Stadtpläne vom 17. bis zum 20. Jahr-

hundert entschied man sich für den Stadtplan von 1943, denn, so die Begründung, der „Plan von 1943 ist derjenige, in dem sich die jahrhundertealte lange Geschichte bis zur Bombennacht am 23. Oktober 1943 manifestiert“ (MAGISTRAT DER STADT KASSEL 1996, 15). In diesem Plan sind, so die Überlegung, die historischen Schichten bis zum Ende der „materiellen Geschichte“ der Unterneustadt, sedimentiert und als angehäuften Geschichtlichkeit gleichsam verdichtet (s. Abb.10 und Abb. 11).



Abb. 10: Plan der Unterneustadt von 1943, der als Grundlage für die neue Unterneustadt diente.
Quelle: Stadt Kassel

Mit der „kritischen Rekonstruktion“ wurden die historischen Grundrisse des Stadtteils, die das Ergebnis von Neubau, Umbau und Abriss waren, zum Plan erhoben. Resultat dieser adaptierten Wachstumsform ist „der Block als Ordnungsprinzip für Parzellen, Straßen, Wege und Plätze“ (LÜBKE u. MUSSEL 2000, 39). Der Block ist eine Form, die besonders in der gründerzeitlichen Stadtplanung dominierte. In der neuen Unterneustadt finden sich keine Zonierungen der Moderne in Form des Zeilenbaus in seinen verschiedenen Varianten oder auch des freistehenden Einfamilienhauses. Mit der Blockstruktur wird an eine bewährte städtebauliche Strukturform angeknüpft, die durch den Innenhof eine halböffentliche Erweiterung des Innenhauses in den Außenraum darstellt. Natürlich ist ein solches Aufgreifen keine Qualität an sich. Lebbar wird diese historische Struktur nur, wenn alltäglichen



Abb. 11: Luftbild von 1996 mit neuer und gleichzeitig historischer Straßenstruktur.
Quelle: Stadt Kassel

Nutzungsqualitäten ermöglicht werden. So muss es überraschen, wenn dieser Blockinnenhof zu einem Parkplatz wird, und damit seine Qualität als Nutzungsform einbüßt (s. Abb. 12).

Ein weiteres Prinzip, die tradierte Stadt erfahrbar werden zu lassen, ist das Prinzip der Parzelle, „die Parzelle als Grundlage für das Bauen Einzelner und damit als Keimzelle von Stadt“ (LÜBKE u. MUSSEL 2000, 39). Auch dies ist eine Absage an die Konzeption der Moderne, die großen Siedlungen aus einem Guss. Vielmehr sollte das Gebiet Parzelle für Parzelle bebaut werden, von unterschiedlichen Architekten und somit, ähnlich wie in der gründerzeitlichen Stadt, ein differenziertes, gewachsenes und vielfältiges Bild von Stadt erzeugt werden, ein Bild von identifizierbaren Einheiten in der Stadt.

Auffällig ist die Vielfalt an Architekturen in der Unterneustadt, das Nebeneinander von Farben und Materialien wie Glasflächen, Beton, Holz, Natursteinverblendungen (s. Abb. 13 und Abb. 14).



Abb. 12: Blockinnenhof als Parkplatz



Abb. 13 und
Ansichten der Kasseler Unterneustadt



Abb. 14:

Ein farbliches und formales Nebeneinander: verspielt, fröhlich, abwechslungsreich oder eine inszenierte Bauklötzchenarchitektur und Lego-Welt?

Ebenso auffällig sind neben den verschiedenen Haustypen (Reihenhäuser, Geschosswohnungsbauten, einzeln stehende Stadtvillen.), auch die unterschiedlich gestalteten Straßen und Wege. Kein Weg gleicht dem anderen. Verschiedenste Beläge und Materialien werden verwendet: asphaltierte Straßen mit Bürgersteigen, gepflasterte Straßen, Kalkschotterdecken (s. Abb. 15 und Abb. 16).

Die versuchte Revitalisierung tradierter Erfahrungsbereiche städtischen Lebens zeigt sich in der Kasseler Unterneustadt als ein vielfältiges und bisweilen zwiespältiges Unterfangen. Funktionierendes, Gelingendes und Widersprüchliches liegen hier eng beieinander.

Sicherlich knüpft das Konzept der „kritischen Rekonstruktion“ an die postmoderne Idee erlebbarer Geschichtlichkeit an. „Während die Moderne sich von aller Geschichte zu befreien suchte und Architektur zu einer Sache der reinen Gegenwart werden ließ, haben wir mit der Postmoderne die Erinnerung zurückgewonnen“



Abb. 15 und

Abb. 16:

Ansichten der Kasseler Unterneustadt

(KLOTZ 1988, 108). Der Architekturtheoretiker Valena hat sich mit der Erinnerung, Identität und Raumqualität eines Ortes ausführlich auseinandergesetzt (vgl. hierzu SCHARVOGEL 2007, 186f.).

„Wie können uns mit einem Ort in dem Maße identifizieren, in dem seine innere Struktur unserer Persönlichkeitsstruktur entspricht, insofern er durch Resonanz Saiten in uns zum Erklingen bringt. Doch kann dies nur passieren, wenn wir bereits früher, in unserer Kindheit auch durch Orte geprägt wurden. ... Wir haben also mit anderen Worten unsere Identität – diesen schweigenden Balanceakt des Gleichgewichts zwischen uns selber und der Welt – nicht zuletzt durch Identifikation mit Orten und Menschen ausgeprägter eigener Identität erworben.“ (VALENA 1992, 33).

Valena geht davon aus, dass ein Ort zwei Qualitäten in sich vereinen muss, damit er eine Identität behaupten kann. Die Erste Qualität ist seine „Eindeutigkeit und Unverwechselbarkeit“ (VALENA 1992, 33) Die Unverwechselbarkeit bezieht er auf die „einmalige Zusammensetzung vieler Einzelfaktoren – die spezifische Komplexität eines Ortes“ (VALENA 1992, 33). Dabei handelt es sich nicht nur um kartierbare und katalogisierbare Artefakte und Elemente, die im Ort verteilt sind. Die Ausstattung eines Ortes ist insofern relevant, als sie Teil der gesamten Handlungsbezüge ist, in die der Ort eingebunden ist. Eindeutigkeit formuliert sich im Zusammenspiel der Architektur, der Geräusche, Gerüche und der Geschichtlichkeit, die sich in einen Ort eingeschrieben hat, aber auch in der spezifischen Art und Weise, wie ein Ort durch den Menschen „in Besitz genommen“ (VALENA 1992, 38) wird. Die zweite Qualität, die Valena anführt ist die „Einprägsamkeit, also Erinnerbarkeit eines Ortes“ (VALENA 1992, 33). Erinnerbarkeit heißt, dass die Eindeutigkeit eines Ortes nicht nur erlebt wird, sondern dass sie sich auch erinnernd gegenwärtigen lässt. Auch diese Erinnerbarkeit bezieht sich nicht auf die Erinnerung an ein besonderes Gebäude und auch nicht auf ein außergewöhnliches Erlebnis. Sie ist vielmehr die atmosphärische Stimmung, die ein Ort entfaltet und die erinnernd aktualisiert werden kann. Somit ist die Erinnerbarkeit als lebbare Erinnerung in der Atmosphäre des Ortes eingewoben. Wenn die Atmosphäre eines Ortes oder einer Stadt die Art und Weise ist, „wie sich das Leben in ihr vollzieht“ (BÖHME 1999, 154), dann müssen sich Geschichtlichkeit und Identität an diesem Ort treffen.

2.3 Das Artefakt und die „Identität der Stadt“: Die alte Zollmauer

Eine zunächst wenig auffällige Situation in der Kasseler Unterneustadt (s. Abb. 17): Ein Spielplatz, dahinter Wohnhäuser, abgegrenzt durch eine Betonmauer. Die funktionale Schlichtheit des Materials der Mauer lässt beim Betrachter wohl schwerlich eine assoziative Verknüpfung mit Geschichtlichkeit aufscheinen.



Abb. 17: Betonmauer zwischen Spielplatz und Wohnhäusern

Wenn wir der Betonmauer weiter folgen, so zeigt sich, dass sie an einen alten Mauerrest anschließt, die Überreste der ehemaligen Zollmauer (s. Abb. 18). Mit der alten Zollmauer wird eine historische Linienführung aufgegriffen und ein tradiertes Element der Stadt zitiert: Die materielle Grenze, die die Stadt vom Land trennt, das Drinnen vom Draußen. Durch die Grenze soll der Ort (leichter) identifizierbar sein, durch seine physisch-räumliche Abgrenztheit als Einheit erfahren werden.



Abb. 18: Alte Zollmauer und (post-)moderne Rekonstruktion

Robins geht davon aus, dass unsere Städte ihre Kohärenz verloren haben. Die Dimension der heutigen Städte übersteigt das Fassungsvermögen unseres Wahrnehmungsapparates. Die „Totalität und Begrenztheit (die Außenhaut) sind sinnlich nicht mehr erfahrbar. Und es gibt kein Draußen, kein Jenseitiges, das es uns ermöglichte, unsere Besonderheit und Differenz zu erfahren“ (ROBINS 1998, 170). Der Stadtkörper lässt sich nicht mehr als eine Einheit vorstellen und die Stadt wird zum „Nicht-Ort“ (ROBINS 1998, 170). Die Grenzziehung in der Unterneustadt greift dieses bipolare Weltwahrnehmungsschema und Identifikationsschema auf und befragt den Ort nach dem Innen – Außen, dem Wir – Ihr, dem Einschluss und Ausschluss. Wenn wir einem Ort eine Identität zuweisen (können), so scheint dies mit der Vorstellung zu korrelieren, dass uns ein Subjekt gegenübertritt, welches eine Grenze (in diesem Fall Mauer) und eine Biographie (in diesem Fall Zollmauer als geschichtliches Artefakt) aufweist. Insofern verweist die Identitätsdiskussion um Orte auf die Praxis der Übertragung eines menschlichen Wahrnehmungsschemas hinsichtlich der belebten Welt auf unbelebte Gegenstände oder Orte.

Im Alltagsleben in der heutigen Unterneustadt ist diese Mauerlinie wohl weniger eine Erinnerung an die Stadtgeschichte, als ein funktionaler und ästhetischer Gegenstand. Mit dem Slogan: *Wohnen an der alten Zollmauer* werden die alten und neuen Teile der ehemaligen Begrenzung aufgegriffen und versucht im Heute zu verankern.

2.4 Angehäufte Erfahrung biographischer Schichten: „Die Erzählstadt“

In der Unterneustadt in Kassel sind an verschiedenen Gebäuden und Mauern gläserne Tafeln angebracht, die dem eiligen Besucher leicht entgehen können. Diese, mit unterschiedlichen Texten bedruckten Glasplatten, sind mehr oder weniger einfach zu entschlüsseln (s. Abb. 19 und Abb. 20).



Abb. 19 und
Tafeln in der Kasseler Unterneustadt



Abb. 20:

Der abgedruckte Text bleibt zumeist hermetisch. An der Brücke, der nächsten Hauswand oder einem Mauervorsprung finden sich weitere Texttafeln. Auch ihre jeweiligen Texte bleiben im Einzelnen mehr oder minder unzugänglich. Im Zusammenspiel der Tafeln, in ihrem Nebeneinander und Nacheinander, nehmen wir den vorherigen Text wieder auf. Die Textpassagen vernetzen sich, ein möglicher

Zusammenhang erschließt sich. Die Texte rekurrieren auf die alte Unterneustadt in der Zeit vor dem Krieg. Über die Wiedergabe von Eindrücken und scheinbar spontanen Aussagen stimulieren sie, als eine Art Sollbruchstelle, die Erinnerung an die damaligen Bewohner. Mittels des bunten Kaleidoskops von Eindrücken wird der Versuch unternommen, die Lebensgeschichten und individuellen Lebensumstände vorstellbar zu machen.

So berichten die Tafeln von der Atmosphäre bestimmter Straßen, von der Armut in der Unterneustadt, von den Waisenkindern aus dem Waisenhaus, davon, wo man sich traf, wo gefeiert wurde, von Überschwemmungen oder von Geschichten aus dem Zweiten Weltkrieg.

Grundlage dieser Texte sind Interviews, die Rainer Diehl und Edith Kramer mit Menschen geführt haben, die vor der Zerstörung in der Unterneustadt lebten und von den Künstlern in eine poetische Sprache transformiert wurden (vgl. INTERNETQUELLE 2).

Durch die Erzähltafeln kommt es zu einer eigenwilligen Diskrepanz. Die gesammelten Erfahrungen sind zwar am selben Ort gemacht worden, jedoch in einem materiell wie sozial verschwundenen Raum. Durch die Tafeln soll eine Brücke hergestellt werden zwischen vergangener Erfahrung und dem Heute. Die Form der Verdichtung erscheint eigenwillig, werden die alltagssprachlichen Anekdoten dadurch künstlich elaboriert und als aufgefundene Spuren gleichzeitig den Menschen wieder entrisen. Dass es dabei auch weniger um authentische Zeugnisse im Sinne einer geschichtlichen Faktizität geht, als vielmehr um einen assoziativ aufgeladenen Empfindungsbereich, wird in der Zielformulierung der Arbeit deutlich: Ziel ist es „die Bedeutung für die ganze Stadt eindringlicher wahrnehmbar werden zu lassen und damit die Identität als Bürger der Unterneustadt und als Bürger Kassels zu bereichern“ (INTERNETQUELLE 2). „Die kritische Rekonstruktion arbeitet Gedächtnisanteile gleichsam in die Stadt ein. Auf einer bestimmten Ebene wird so Geschichte erfahrbar“ (INTERNETQUELLE 2). Die Tafeln sollen ähnlich wie die rekonstruierte Zollmauer den Ort als Subjekt erscheinen lassen, dem Ort eine Biographie geben. Subjektives vergangenes Erleben wird durch die Tafeln der kollektiven Erfahrung zugänglich gemacht. Die subjektiven Erfahrungen werden objektiviert, sollen Teil einer empfundenen Stadtwirklichkeit und Stadtgeschichtlichkeit werden. Denn die Menschen erfahren die Stadtwirklichkeit als „etwas Objektives, als eine Qualität der Stadt“ (BÖHME 1999, 26). Dieses Anliegen scheint an die Idee des *Genius loci*² anzuknüpfen, an die Vorstellung, dass der *Genius loci* eines Ortes spürbar wird, wenn „seine ablesbare Geschichte, seine charakteristische Gestalt oder sein ... vertraute[r] Gebrauch, seine Identität“ (KRAUSE 1999, 40) zum Ausdruck kommt. Mag sein, dass die Tafeln mehr im Dienste der Erzeugung einer emotional atmosphärischen Aufladung des Ortes stehen, als dass sie Anlass geben, sich mit den Geschichten der Geschichte auseinanderzusetzen.

² Krause beschreibt die Idee des *genius loci* folgendermaßen: „Genius loci ist ein römischer, aus der griechischen Vorstellung von ‚Ortscharakter‘ abgeleiteter Begriff. Immer wurde anerkannt, dass es erhebliche existentielle Bedeutung hat, mit dem Genius jener Orte in Einklang zu kommen, in denen das Leben stattfindet, und zwar in physischem wie psychischem Sinn“ (KRAUSE 1999, 38).

3 Der Raum als Medium der Erinnerung und das Dispositiv

Wie können wir uns dem Raum als Medium der Erinnerung nähern? Offensichtlich entspannt sich ein vielfältiges Netz von Beziehungen aus Materiellem, Ideologischem, Narrativem, Administrativem in Beziehung zum Erleben und gelebten Raum. Wenn am Beispiel der Kasseler Unterneustadt vor allem die Verknüpfung von Erinnerung und Identität hervorgehoben wurde, so ist dies eines von verschiedenen Netzen, in denen der Raum der Erinnerung aufgespannt wird.

Für die Annäherung an die Komplexität des Raumes der Erinnerung kann uns Foucaults Konzept des Dispositivs als Leitfigur dienen, die davor bewahren könnte, allzu voreilige und verkürzte Schlüsse und Kausalitäten zu entwerfen, sondern Spuren und Fäden in diesem vielschichtigen Netz freizulegen. Unter einem Dispositiv versteht Foucault „ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wohl wie Ungesagtes umfasst. ... Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann“ (FOUCAULT 1978, 119f.).

Das Dispositiv scheint uns eine wertvolle Vorstellung zu sein, sich die Querbeziehungen innerhalb des Netzes des Raumes der Erinnerung zu erschließen. Es eröffnet die Möglichkeit, die Beziehungsebenen miteinander zu verknüpfen. Gerade in Verbindung mit Lefebvres dreipoliger Theorie der Produktion des Raumes (vgl. LEFEBVRE 1991) können Analyseachsen freilegt werden.

Der Raum der Erinnerung entfaltet sich als räumliche Praxis. Es sind die Strukturen, die einen wahrnehmbaren Raum erzeugen: Artefakte, wie die rekonstruierte Zollmauer in der Unterneustadt, Denkmäler wie vor dem Hauptbahnhof, aber auch die Spuren des alltäglichen Lebens, die sich an einem Ort einschreiben und irgendwann als geschichtliche Spuren lesbar werden. Die räumliche Praxis wird auch in den Netzen der ökonomischen und administrativen Praxis deutlich, in Gesetzgebungen, politischen und planerischen Akten. Beispielsweise verweisen oberirdische Holzbauten, die in der Unterneustadt als Kellerersatz dienen, auf das juristische Netz, welches über den Ort gelegt wurde: Das Erdreich mit den Resten historischer Bausubstanz wurde als ein Bodendenkmal deklariert.

Der Raum der Erinnerung ist nicht nur sinnlich wahrnehmbar. Er bleibt, verknüpft im Narrativ, aufgeladen mit dem Nicht-Sichtbarem. Es sind die Geschichten, die wir uns über einen Ort erzählen, das Wissen, das sich anhäuft und weitergegeben wird. Dieses Wissen, an den Ort und die Gegenstände geheftet, verändert nicht den Ort in seiner Materialität, jedoch unsere Wahrnehmungsweisen, unsere Empfindungen, die an einem Ort hervorgerufen werden. Das Wissen ist eingebunden in das Feld der Mechanismen der Wissensproduktion. Jede Gesellschaft konstruiert innerhalb dieser Mechanismen ihre eigene Vergangenheit, indem selektive und disparate Ereignisse in eine Ordnung der Zeit gebracht werden. Diese Mechanismen der Selektion zu ergründen, kann ein wichtiges Feld für das Verstehen der Erinnerungskultur einer Gesellschaft sein.

Die Idee der Erinnerung sedimentiert sich auch in administrativen Einrichtungen wie Denkmalschutzbehörden, in der juristischen Praxis der Gesetzgebung, der politischen Praxis der Verlautbarung, genauso in der planerischen Praxis. Sie

schleicht sich ein in die Ausbildung, in Lehrwerke, sie entfaltet sich als diskursives Ereignis in der Wissenschaft und findet sich in Leitbildern der Stadtplanung wieder.

Dabei scheint der Erinnerungsdiskurs in unterschiedliche Diskurse verstrickt und geht schwer zu entwirrende Koalitionen ein: wie z.B. dem ökonomischen Diskurs mit der Praxis der Imagearbeit im Hinblick auf den weichen Standortfaktor Lebensqualität. Die Verwobenheit in der liberalen Ökonomie macht darauf aufmerksam, dass das wirtschaftsliberale Dispositiv einerseits unsere gesellschaftliche Praxis machtvoll durchzieht, ohne dass wir uns vorschnell von der Vorstellung leiten lassen müssen, dass jedes Agieren „als bewusste Handlung in der Logik der Ökonomie ... oder als unbewusste Unterwerfung unter die (verinnerlichten) Regeln der ‚unsichtbaren Hand‘“ (SCHARVOGEL 2007, 181) verstanden werden kann. In welcher Gewichtung treffen solche diskursiven Stränge aufeinander, welchen offenen oder versteckten Interessen folgen sie? Wenn wie im Beispiel der Unterneustadt das planerische Leitbild der „kompakten Stadt“ aktiviert wird, so lässt sich dies durchaus in der Logik der planerischen Verwaltung von Gesellschaft im Hinblick auf Funktionalität verstehen. Im welchem Verhältnis steht die Logik funktionierender Gesellschaft zum humanistischen Interesse individueller Zufriedenheit im Wechselspiel mit dem ökonomischen Interessen der liberalen Ökonomie? Diese diskursiven Verwebungen zu entwirren kann ein Ansatz sein, den konzipierten Raum der Erinnerung zu dechiffrieren.

Dabei gilt zu bedenken, dass die Erinnerung selbst in Beziehung zu den Konzeptualisierungsweisen von Erinnerung begriffen werden muss. Der Raum als Medium der Erinnerung steht in Verbindung mit unserer Vorstellung vom Erinnern, mit den Konzepten und Theorien, mit denen wir den Zusammenhang von Raum und Erinnerung zu verstehen suchen und die, je nach Theorie, ganz unterschiedliche materielle Praktiken evozieren.

Und schließlich: Der Raum als Medium der Erinnerung wird nur verstehbar, wenn die materielle Ebene des Wahrnehmbaren, die ideelle Ebene des Wissens, der Diskurse und Ideologien mit dem alltäglichen Leben und Erleben verknüpft wird und die Widersprüche innerhalb dieses Netzes transparent gemacht werden können. Es geht um den gelebten und erlebten Raum, um die „undurchschaubaren Verflechtungen des alltäglichen Tuns“ (DE CERTEAU 1988, 180), in dem Raumerfahrungen funktionaler oder ästhetischer Art, bewusst oder unbewusst, als Erleben im körperlichen Vor-Ort-Sein stattfindet. Es eröffnet sich das Feld der Interpretation und der Bedeutung und nicht zuletzt die Frage, inwiefern die Repräsentationen des Raumes sich dem Subjekt bemächtigen und es lenken oder Auseinandersetzungen anstoßen, die Erfahrungen der Autonomie ermöglichen.

In diesem Spannungsfeld entfaltet sich die Erinnerungskultur einer Gesellschaft und produziert den Raum der Erinnerung und macht ihn als kulturelle Praxis sichtbar (s. Abb. 21).

In diesem dichten Netz kultureller Praktiken sind wir in mächtige Diskurse und Dispositive eingebunden. Wenn der Diskurs im foucaultschen Sinne sich dem Subjekt bemächtigt und durch ihn spricht, so können wir als Subjekte in der Auseinandersetzung mit dem, was durch uns zu sprechen versucht, vielleicht Freiräume schaffen. Alle kulturellen Praktiken sind wandelbar und wir können uns die Freiheit nehmen, „um die Dinge herumzugehen, die Erlebnisse anders zu ordnen, die

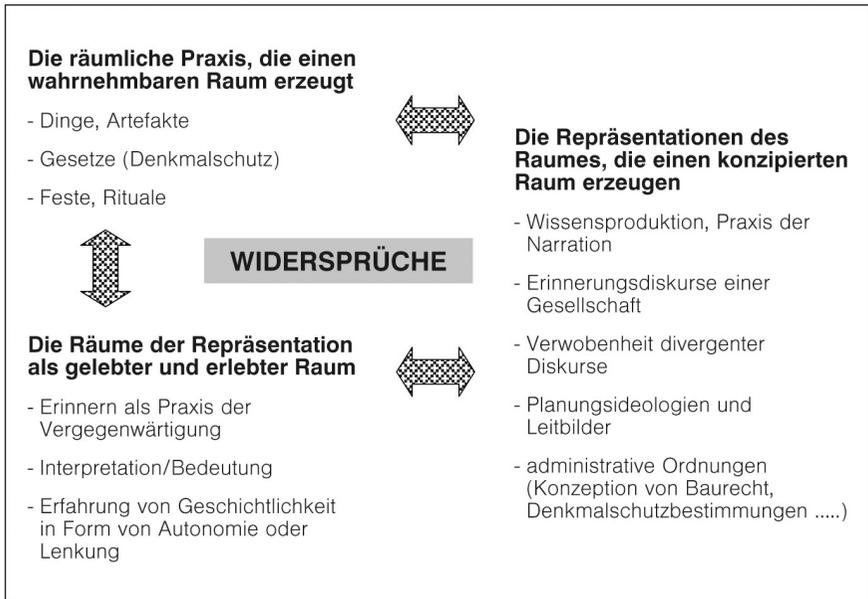


Abb. 21: Der Raum als Medium der Erinnerung

Mehrdeutigkeit gegen das Eindeutige auszuspielen, die ‚Faktizität‘ des Wahrgenommenen der Faktizität der Wahrnehmung unterzuordnen, das Imaginative der Realität und die Realität des Imaginativen miteinander in Beziehung zu setzen“ (SOEFFNER 1988, 17).

Literatur

- ASSMANN, A. 1998: Medien des Gedächtnisses. Stuttgart.
- ASSMANN, A. 1999: Erinnerungsräume. Form und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München.
- ASSMANN, J. 1988: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: ASSMANN J. und T. HÖLSCHER (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt a.M., S. 9–19.
- BÖHME, G. 1999: Die Atmosphäre einer Stadt. In: BREUER, G. (Hrsg): Neue Stadträume. Zwischen Musealisierung, Medialisierung und Gestaltlosigkeit. Basel, S. 163–186.
- CAVIEZEL, N. 2000: Im Voraus ein Nachwort. In: MEIER, H.-R., M. WOHLLEBEN (Hrsg.): Bauten und Orte als Träger der Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege. Zürich, S. 21–24.
- DE CERTEAU, M. 1988: Kunst des Handelns. Berlin.
- DRÖGE, F. und M. MÜLLER 1998: Das Museum als urbaner Raumkonten. In: BREUER, G. (Hrsg.): Neue Stadträume. Zwischen Musealisierung, Medialisierung und Gestaltlosigkeit. Basel, S. 79–96.
- FABER, R. und B. NAUMANN (Hrsg.) 1995: Literatur der Grenze – Theorie der Grenze. Würzburg.
- FOUCAULT, M. 1978: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.

- FOUCAULT, M. 1991: Andere Räume. In: WENTZ, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt a.M., S. 65–72 (= Frankfurter Beiträge, 2).
- FUCHS, G. und B. MOLTMANN 1995: Mythen der Stadt. In: FUCHS, G., B. MOLTMANN u. W. PRIGGE (Hrsg.): Mythos Metropole. Frankfurt am Main, S. 9–22.
- HALBWACHS, M. 1967: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart.
- HALL, S. 1999: Ethnizität: Identität und Differenz. In: ENGLMANN, J. (Hrsg.): Die kleinen Unterschiede: der cultural studies reader. Frankfurt a.M., S. 83–98.
- HELD, G. 2005: Territorium und Großstadt. Die räumliche Differenzierung der Moderne. Wiesbaden.
- HIMMELMANN, N. 2000: Archäologie gleich Erinnerung? In: MEIER, H.-R., M. WOHLLEBEN (Hrsg.): Bauten und Orte als Träger der Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege. Zürich, S. 47–57.
- HOFFMANN-AXTHELM, D. 1994a: Die Idee der „kritischen Rekonstruktion“. In: MAGISTRAT DER STADT KASSEL (Hrsg.): Wie baut man Stadt. Wege zur Unterneustadt. Kassel, S. 20–21.
- HOFFMANN-AXTHELM, D. 1994b: Der Stadtplan der Erinnerung. In: Kunstforum, Bd. 128, S. 148–153.
- HUBER, A. 2006: Denkmalpflege. Geschichte – Themen – Aufgaben. Eine Einführung. Stuttgart.
- INTERNETQUELLE 1: http://www.caricatura.de/Kassel/archiv/1997/c3/presse/hna_970721.htm (17.07.2007).
- INTERNETQUELLE 2: <http://www.peg-kassel.de> (14.07.2007).
- IPSEN, D. 1999: Was trägt der Raum zur Entwicklung der Identität bei? Und wie wirkt sich dies auf die Entwicklung des Raumes aus? In: THABE, S. (Hrsg.): Räume der Identität – Identität der Räume. Dortmund: Universität Dortmund, Institut für Raumplanung, S. 150–159 (= Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, 98).
- KLOTZ, H. 1988: Moderne und Postmoderne. In: WELSCH, W. (Hrsg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion. Weinheim, S. 99–109.
- KRAUSE, K.-J. 1999: Sicherung und Pflege des Genius loci. In: THABE, S. (Hrsg.): Räume der Identität – Identität der Räume. Dortmund: Universität Dortmund, Institut für Raumplanung, S. 38–58 (= Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, 98).
- LEFEBVRE, H. 1991: The Production of Space. Oxford.
- LIPP, W. 1993: Was ist kulturell bedeutsam? Überlegungen aus der Sicht der Denkmalpflege. In: LIPP, W. (Hrsg.): Denkmal – Werte – Gesellschaft. Zur Pluralität des Denkmalbegriffs. Frankfurt a.M., S. 362–382.
- LÜBKE, I. und C. MUSSEL 2000: So baut man Stadt. Kassel gewinnt ein altes Stadtgebiet zurück. In: BundesBauBlatt (BBauBl), Fachmagazin für Immobilien- und Wohnungswirtschaft, H. 5, S. 38–44.
- MAGISTRAT DER STADT KASSEL (Hrsg.) 1996: So baut man Stadt. Wege zur Unterneustadt. Rahmenplan. Kassel.
- REULECKE, J. 2005: Zur Eröffnung der Tagung „Mental Maps, Raum und Erinnerung“ am 30.1.2004. In: DAMIR-GEILSDORF, S., A. HARTMANN u. B. HENDRICH (Hrsg.): Mental Maps – Raum – Erinnerung. Münster, S. XI–XIII.
- RICŒUR, P. 1991: Die erzählte Zeit. München.
- ROBINS, K. 1998: Kollektivgefühl und städtische Kultur. In: BREUER, G. (Hrsg.): Neue Stadträume. Zwischen Musealisierung, Medialisierung und Gestaltlosigkeit. Basel, S. 163–186.
- SCHARVOGEL, M. 2007: Erzählte Räume. Frankfurter Hochhäuser im Netz der Produktion des Raumes. Münster.
- SOEFFNER, H.-G. 1988: Kulturmythos und kulturelle Realität(en). In: SOEFFNER, H.-G. (Hrsg.): Kultur und Alltag. Göttingen, S. 3–20 (= Soziale Welt, Sonderband 6).

- SPEITKAMP, W. 1996: Die Verwaltung der Geschichte: Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871–1933. Göttingen.
- VALENA, T. 1992: Von den Beziehungen. Über die Ortsbindung der Architektur. München.
- VON GERKAN, M. 1997: Renaissance der Bahnhöfe als Nukleus des Städtebaus. In: BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN (BDA) (Hrsg.): Renaissance der Bahnhöfe. Die Stadt im 21. Jahrhundert. Braunschweig, S. 16–63.
- WILL, T. 2000: Projekte des Vergessens? Architektur und Erinnerung unter den Bedingungen der Moderne. In: MEIER, H.-R., M. WOHLLEBEN (Hrsg.): Bauten und Orte als Träger der Erinnerung: Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege. Zürich, S. 113–132.

Abbildungsnachweis

Soweit nicht anders angegeben sind alle Fotografien und Abbildungen von den Autoren. Alle mit Quelle versehenen Abbildungen wurden mit freundlicher Genehmigung der Stadt Kassel veröffentlicht.

Abb. 7: http://www.stadt-kassel.de/imperia/md/images/cms04-miniwebs/peg2/lebenamfluss/parkplatz_458.jpg (17.07.2007).

Abb. 8: <http://www.stadt-kassel.de/imperia/md/images/cms04-miniwebs/peg2/lebenamfluss/zerbom.jpg> (17.07.2007)

Abb. 10: http://www.stadt-kassel.de/imperia/md/images/cms04-miniwebs/peg2/lebenamfluss/stadtplan_1943.jpg (20.07.2007).

Abb. 11: http://www.stadt-kassel.de/imperia/md/images/cms04-miniwebs/peg2/galerie/befliegung-mai--1998_bild1_458px.jpg (20.08.2007).